

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 111. Bromberg, den 15. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von Johannes Bergmann, Hellerau.

(2. Fortsetzung.) ———

Eine Deckplatte des Apparates wurde abgeschraubt, die drei Schieber zur Hälfte herausgezogen, damit innen ein Hohlraum entstand, dann kroch einer nach dem andern hinein und wieder heraus, solange sich niemand außer uns im Waschhause aufhielt. Kam ein Mitgefangener, um Wasser zu holen oder ein Gefäß zu säubern, dann schenkten wir dem Apparat keinerlei Beachtung, vielmehr hatte jeder irgendeine alltägliche Beschäftigung.

Es war von diesem Zeitpunkt an der „Dienst" im Waschhaus vortrefflich organisiert, Tag und Nacht. Bei Kerzenlicht nagte jedesmal einer im Schacht den Mörtel mit Messer und Draht aus den Fugen. Selbst wenn einer sich Mühe gegeben hätte, wäre es unmöglich gewesen, das Licht von außen zu sehen. Wer sich von dem Fortgang der mühevollen Arbeit überzeugen wollte — vielleicht hätte der Lagerkommandant ein Interesse daran gehabt —, der mußte hinein in den Schacht, nachdem er oben die Eisenplatte losgeschraubt hatte, mußte zusammenkauern wie ein Dukatenmännchen und im Schein der Kerze das Gemäuer abtasten. Während nun solch ein Bohrwurm in der Grube saß, hatte immer einer im Waschhaus ein Hemd zu waschen, sechs Wochen lang. Merkwürdig, dieser übertriebene Hang zur Sauberkeit; die Finger wurden einem wund dabei.

Und die Arbeit wollte gar nicht vorwärtsgehen. Das Taschenmesser von echt Solinger Stahl bewährte sich zwar, aber als es an das Herausbrechen der einzelnen Quader ging, mußte eine Art Brecheisen „gefunden" werden, sonst konnten Jahre vergehen, bis überhaupt ein Loch zustande kam. Und das Brecheisen wurde gefunden in Gestalt eines Stückes Eisengeländer. Der Unterseebootsheizer schaffte das meiste. Wir versorgten ihn mit allem, was wir an Extravaganzen auftreiben konnten. Nach vier Wochen wurde auch eine Nachtschicht eingerichtet, bei der niemand Schmiere zu stehen brauchte. Kam tagsüber wirklich einer ins Waschhaus, so blies man seine Kerze aus und verharrte in der einen unvermeidlichen Kauerstellung, ohne sich zu regen. Die abgenagten Brocken und Steine fielen durch den Eisenrost in die Unterwelt, den Heizkanal. Dadurch kam es, daß im „Gefahrzustand", wenn wirklich eine Kommission zur Untersuchung des Apparates bestellt worden wäre, alles tadellos funktioniert hätte. Man konnte die Schieber bewegen wie ehedem, der ganze Kasten war fest verschlossen.

*

Der Wachtposten zur Linken konnte ja nichts dagegen haben, wenn einer oder zwei das Waschhaus benutzten, und da die Wache aller zwei Stunden abgelöst wurde, war auch die Weltgeschichte an dem Fleck äußerst lückenhaft.

Wie schneidig der Stahl auf dem Stein kratzte, es hätte einem an die Nerven gehen können. Mit der Zeit gewann man einige Routine in dieser Bergmannsarbeit mit beinahe untauglichen, zum mindesten mit ungenügenden Mitteln. Es ging zu langsam vorwärts. Fast wäre uns die Geduld gerissen. Wir überlegten hin und her, was zu tun sei. Mit guten Werkzeugen allein wäre die Frage noch lange nicht gelöst gewesen. Der Posten auf der Mauer! Was tat der Posten auf seinem Stande, der einzige, der uns hätte sofort hereinlegen können?

„Aufhören! Der Posten steht und und peilt die Lage!" So meldete von Zeit zu Zeit der Schmierensteher. Dann wurde noch einen Augenblick gespannt gewartet, und wenn er allzusehr und allzulange peilte, dann raus aus Metz! Morgen war ja auch noch ein Tag, wenn man heute etwas gemerkt haben sollte. Oder ob man uns gar eine Falle stellte?

Wir verließen uns auf jenen guten Geist, der alle guten Taten leitet, und in unserem Sinne war es ja eine gute Tat, daß wir den Engländern die Mauer unterminierten, daß wir den Heizkanal voll Steine warfen, daß wir ihnen für immer untreu werden wollten. An Sachbeschädigung hatte keiner gedacht. Wir riskierten ja schließlich unser Leben dabei.

Das ausgesuchte Stück in der Mauer wurde immer dünner. Gleichmäßig wurde auf allen Seiten nach der Mauertiefe zu abgestemmt, so daß eine rechteckige Vertiefung entstand, etwa in der Größe eines niedrigen Kellerfensters. So ging es sechs Wochen lang — und einen Tag.

4. Gefährliches Intermezzo.

Bei aller Gleichmäßigkeit des Lagerlebens, das uns gewöhnlich nur bei den üblichen Zählparaden oder bei der Ausgabe von Nahrungsmitteln mit den Tommys zusammenführte, fehlte es doch nicht an Ereignissen, die unseren „Herren" Rätsel aufgaben. Meist handelte es sich aber um äußerst harmlose Scherze. Man wollte etwas zu lachen haben. Wer hätte uns das verdenken wollen!

Eines Tages präsentierte uns eine unserer Blaujacken einen wunderschön gearbeiteten, großen Drachen, an dem ein Kind seinen Spaß gehabt hätte. Der Papiervogel mit seinem spöttischen Gesicht erhielt einen schwarzweißroten Schweif, und alle verfügbaren Bindfäden wurden zu einer mehrere hundert Meter langen Leine zusammengeknotet. Eine herbstliche Brise — es war im September 1915 — wehte über die Teerdächer des Barackenlagers hin, also übergaben wir unser Vöglein seinem Element. Aus dem Dachfenster jagte es empor, stieg höher und höher, schlug ein paar zackige Ecken in der Luft, hielt aber im ganzen den Kurs nach oben. Mit dem letzten Strickende wurde der Flieger am Fensterknopf befestigt, und so thronte er eine Weile über der Stadt Dorchester außerhalb der Lagergrenze.

Als es ruchbar wurde, daß der muntere Geselle nicht ins Land gehörte — den Vogel erkennt man an seinen Federn —, benachrichtigte die städtische Polizei unsere Lagerverwaltung, und eine Kommission, wie immer bei kniffligen Dingen, denen ein einzelner Mensch nicht gewachsen ist, fahndete nach dem Nest.

Die Kommission erschien in unserer Dachkammer, wir lösten den Strick vom Fenster, so daß der König der Lüfte ungefesselt auf den Fittichen des Herbstwindes davonschweben konnte, bis ihn jenseits der Mauer eine gigantische Linde mit ihren Armen festhielt. Die Krähen im Wipfel hatten nichts gegen diese unerhörte Maßnahme ihres Wirtes einzuwenden, sondern umgaukelten ihn und wiegten sich auf den Zweigen.

Die Kommission war ratlos und entschloß sich nach einigem Hin und Her mit Anstand, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen.

Solche Entscheidungen können bei einer Kommission zur Regel werden, wenn sich die Rätsel häufen.

*

Eines Tages — es war im September 1915 — hatte der Gärtner, der sich in einem der Gärten an der Ostmauer des Lagers zu schaffen machte, ganz deutlich ein eigenartiges Geräusch gehört. Er behauptete steif und fest, sich nicht getäuscht zu haben: So berichtete er wenigstens dem nächsten Posten.

„Höre, alter Junge", sagte er zu ihm — der winzige Gärtnersmann mochte noch etwas älter sein —, „hier geht es nicht mit rechten Dingen zu. Ich wette um fünf Guineas, die da drinnen machen sich an der verflixten Mauer zu schaffen."

Der Posten, eine gute ehrliche Haut, wollte erst nicht auf das Geschwätz des närrischen Zwickels eingehen; womöglich hatte er ein wenig an der Whiskyflasche gerochen und machte nun die nüchterne Welt unsicher.

„Du wirst sehen", hob der Gärtner wieder an, „daß ich mich nicht getäuscht habe. Es hat ganz stark geklopft, mehrmals, und erst als ich wieder klopfte, wurde es mäuschenstill. Glaub'mir's oder nicht; aber ich wette um fünf Guineas, daß ich recht habe."

Der Posten klopfte vertrauensselig mit der Hand auf sein Gewehr und meinte, indem er mit den Augen zwinkerte:

„Mach' dir nichts daraus, Alter! Es wäre die dümmste Stelle, die sie sich aussuchen konnten. Eine blutige Kugel ist ihnen sicher. Aber wenn du schon meinst, Freund, will ich deine Sache melden."

Er tat es. Eine Kommission, bestehend aus sämtlichen Lageroffizieren und dem Sergeanten Holzbein, marschierte nach dem Waschhaus. Holzbein hob die Trockengestänge herein und heraus, leuchtete mit seiner Taschenlampe in den Apparat, so daß die Hinterwände der Schieber ihren Schatten in den Hohlraum und damit auf das Gemäuer warfen. Mit den Spazierstöcken wurde geprüft, ob die Platten etwa locker saßen: Nichts von alledem! Der Gärtner — einer der Militärs meinte, der Mann sei ein Dummkopf — hatte Gespenster gesehen, bei hellerlichtem Tage.

Die Kommission beschloß, die Sache auf sich beruhen zu lassen, das beste, was sie tun konnte.

*

Wir zitterten! Wir zitterten wirklich an allen Extremitäten, als wir die Khakimänner in das Waschhaus marschieren sahen. Es saß natürlich keiner mehr im „Loch", aber — wenn man Verdacht geschöpft hatte! Der Gärtner — ein „Dummkopf" — hatte zeitig genug wieder geklopft, und es war dann eben ganz mäuschenstill an der Mauer geworden. Wir setzten einen vollen Tag die Arbeit aus, um genau zu beobachten, was gespielt wurde. Da man den Posten zu beiden Seiten des Waschhauses keine Unterstützung oder Verstärkung einräumte, waren wir wieder voller Hoffnung. Aber Vorsicht war notwendig, äußerste Vorsicht! Papierdünn war das Gemäuer an der Bohrstelle bereits, das hörten wir am Klang beim Klopfen. In den letzten Tagen war uns nämlich die Geduld gerissen. Wir bearbeiteten das Gestein mit Hammer und Meißel. Jawohl, fachmännisch mußte vorgegangen werden! Wir hätten aber lieber nicht so fachmännisch arbeiten sollen.

5. Blick in die Freiheit.

„Reise, reise, nach Seemannsweise! Hängt ab das Blei ...!" Sobald der Seemannsweckruf erscholl, krochen die Backschafter aus ihren Hängematten, während sich die übrigen Kulis noch einmal aufs andere Ohr legten, bis das Marinekommando, das ein Hamburger schwerer Junge führte, kräftiger wiederholt wurde. Wer sich aus seiner Koje nicht herausfinden konnte, wurde ausgepellt. Man zog den Schlafmützen die Decken vom Leib, sie schimpften erst wie die Rohrspatzen, ergaben sich aber dann ihrem Schicksal.

Ich hatte die ganze Nacht im Loch gesessen, die Nacht nach dem unfreiwilligen Ruhetage, und mußte mich mit Gewalt aus der Koje holen lassen. Sie ahnten ja alle, daß irgend etwas im Gange war, aber sie hielten's Maul. Es waren ganze Kerls, die jede mutige Tat zu schätzen wußten und kein soziales Vorurteil besaßen. Die dauernden Gefahren auf See hatten sie samt und sonders hartgeschmiedet. Von ihren Offizieren erzählten sie mit größter Hochachtung. Sie gehörten zu ihnen und wollten es nicht verstehen, daß man sie in ein anderes Lager geschickt hatte.

Unsere Stunden im Lager waren gezählt, wenn alles programmäßig verlief. Wir fünf trafen die letzten Reisevorbereitungen. Irgendwo und irgendwann hatte ich ein billiges Pappköfferchen erstanden, das genau in die Mauerhöhlung hineinpaßte und mit einigen wichtigen Dingen, die allen fünf zugute kommen sollten, zum Platzen angefüllt wurde. Ein paar Pfund Sterling hatte sich jeder im Laufe der Zeit zusammengespart oder geborgt. Jeder steuerte zu der Ausrüstung bei: der eine brachte seine Schokoladenreserve herzu, der andere lieferte Hunger- und Durstpastillen — eine ganz neue Kriegserfindung —, der dritte Kleiderbürste, Seife und ähnliche wichtige Dinge. Ebenso wurden sämtliche Kragen und Schlipse in dem Kästchen verstaut, dann eine Landkarte von England, aus einem Schulatlas herausgerissen, ein Hirschfänger und ein Chronometer, Dinge, die der Fähnrich von seinem Flugzeug mitgebracht hatte und von den Engländern merkwürdigerweise nicht gefunden worden waren. Ein kleiner Kompaß wurde auch noch aufgetrieben. Hatten wir drei, der Lotse, der Fähnrich und ich, doch den verwegenen Plan, in Deal bei Dover einen Fischkutter zu beschlagnahmen und über die Goodwin Sands, geradeswegs über die Minenfelder, nach Ostende zu segeln. Der Grenadier und der Unterseebootsheizer wollten ihr Schicksal nach Verlassen des Lagers selbst in die Hand nehmen und beabsichtigten, nicht wie wir vom Bahnhof Dorchester aus zu fahren, sondern auf der nächsten Station in denselben Zug zu steigen — Richtung London.

Jetzt gab es kein Zurück mehr. Lange durfte auch nicht mehr gewartet werden. Als ich bei Morgengrauen das Waschhaus verlassen hatte, um noch ein gutes Stündchen zu schlafen, schlug mir das Herz vor Aufregung; denn es war mir kurz vor Beendigung meiner Nachtschicht gelungen, einen dicken Draht durch ein kleines Loch in der zernagten Mauerwand zu treiben, und er fand draußen keinen Widerstand. Ich legte das Auge an das Luftloch, und wirklich — ein Lichtschimmer fiel hindurch: die Freiheit lachte mir hier zum ersten Male entgegen. Ich hätte aufjauchzen mögen.

Nun war es sicher. In der folgenden Nacht mußte unser Plan verwirklicht werden — oder nimmer. Was gehörte denn schon dazu, die letzten dünnen Mauerreste — von der Bohrung war natürlich außen nichts zu sehen — aus ihrem massiven Rahmen zu lösen! Der Meißel war mit einem Lappen umwickelt worden, damit er nicht so kratzte. Mit dem Fuß hätte man die letzte Steinschicht hinaustreiben können. Also stand es fest, daß wir in der kommenden Nacht wandern würden. Auf und davon!

*

Den ganzen langen Tag — er wollte schier kein Ende nehmen — trugen wir die Freude mit uns herum. Einer sagte es dem anderen der fünf. Jeder hatte noch einige wichtige Dinge zu erledigen. Vor allem mußte gut gegessen werden, auf Vorrat womöglich. Aus der Kantine besorgten wir für einen Schilling ein Kaninchen, das unser Schmott mit einem Schlag Bratkartoffeln zurechtmachte. „Die Henkersmahlzeit!" dachten wir. Der Schmott ahnte nichts oder wollte nichts ahnen. Verzehrt wurde das „Wildpret" beim Lotsen auf der Bude. Der Fähnrich malte sich mit Humor die Überraschung aus, die die Engländer am nächsten Tage erleben würden. Der Lotse hatte noch mit sich selbst zu tun.

„Der Ziegenbart muß heute abend verschwinden", scherzte er. „Ein feiner englischer Stutzer wird zum Andenken mitgenommen."

Helm kaute an seiner Shagpfeife herum, die klobig genug war. Er probierte immer wieder, die Mundwinkel nach

unten zu ziehen und seinen neuen Namen mit gutem englischen Akzent herauszurollen:

„John Gurr, Evangelist, Open Air Mission, London.“ Das kam fließend heraus, das war beinahe echt. Er, der Fähnrich Helm, war plötzlich eine Art Geistlicher geworden. Er paßte ja ganz und gar nicht dazu, aber ich hatte ihn dazu gemacht, weil ich wußte, daß man einen Geistlichen oder einen, der mit geistlicher Literatur zu tun hat, nicht so leicht auf Herz und Nieren prüft. Eine Visitenkarte mit dieser Anschrift konnte ich ihm überlassen. Sie war mir seinerzeit in einem englischen Lazarett zusammen mit einer Bibel überreicht worden.

Um den Lotsen war mir in dieser Hinsicht nicht bange. Er konnte genügend Englisch, um über seine Person schlagfertig Auskunft zu geben. Ich selbst avancierte zum Militär- und Pressephotographen und stand, die Kamera hatte ich zu Hause gelassen, im Dienste seiner Majestät des Königs von England, wenigstens mittelbar.

„Robert Henry Mills, 40 Peabody Road, South Farnborough“ war meine Anschrift. Ich trug sie ebenfalls gedruckt in der Tasche, ein Vermächtnis eines tüchtigen Geschäftsmannes, der uns Gefangene im Connaught Hospital zu Aldershot einmal photographiert hatte. Wenn der das geahnt hätte!

Als sich der Abend auf die Barackenstadt von Dorchester senkte und einen leichten Nebelschleier um die groben Mauern legte, war es uns, als ob uns ein gütiges Geschick in seinen Schutz nehmen wollte. Das Blut jagte uns durch die Adern. Innerlich hatten wir uns schon von allen Fesseln befreit; wir fühlten, daß die Stunde immer näherrückte. Es war keine Zeit mehr zum Scherzen und Plaudern. Ein jeder maß die letzten Dinge: draußen wartete die Freiheit — oder der Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Der Handschuh.

Skizze von Harry Wien.

Ein junger Maler, Timm Tweer mit Namen, schrieb mit entschlossener und kalter Miene zwei Briefe, einen an seinen Kunsthändler, den anderen an eine Frau, die ihn verlassen und betrogen. Beide Briefe waren kurz. Sie enthielten in harter und sarkastischer Sprache die ganze Verachtung, die er für den Händler empfand, der, seiner Ansicht nach, die Schuld an seiner Armut trug, da er ihn übervorteilt und sich nicht energisch genug für seine Kunst eingesetzt habe, und Verachtung für die Frau, die ein Spiel mit seinem armen Herzen getrieben. Bevor der junge Mann, Timm Tweer mit Namen, das Atelier verließ, legte er noch den Arbeitslohn für seine Bedienerin auf den Tisch, einen vollen Monatslohn, obwohl der Erste kaum verflossen war, und goß aus einer Blechkanne Milch für seine Katze in ein Schüsselchen, aus dem sie zu trinken pflegte. Dann steckte er seinen Revolver in die Manteltasche, denn er hatte die Absicht, sich in diesr schnöden Welt auf keinerlei Weise mehr zum Narren halten zu lassen, sondern irgendwo von einem erhöhten Platze aus Abschied nehmend seinen Hut zum letzten Gruß zu schwenken und sich auf einer einsamen Bank zu erschießen.

Es dunkelte rasch, als er durch die Straßen schritt. Nebel kam auf, und der Wind war feucht. Timm Tweer, sehr empfindlich gegen Unbilden der Witterung, stellte seinen Mantelkragen hoch, um seinen Hals zu schützen. Dann klappte er mit einem hohlen Lachen — wie er es kürzlich auf einer Vorstadtbühne von dem Intriganten gehört — den Kragen wieder herunter, denn ihm fiel ein, wie lächerlich es sei, den Hals vor einer Angina zu bewahren, wenn er die Absicht hatte, sich noch vor Tagesanbruch freiwillig des Lebens zu entledigen.

Da die Gegend um ihn immer einsamer wurde, hinderte ihn nichts daran, Monologe in die neblige Luft hinein zu sprechen. Er stieß die Worte vor sich her, wie man Bälle vor sich her treibt, und wie Bälle hüpften sie hierhin und dorthin, so daß es Timm Tweer, wenn er sie zurück gewollt, schwer gefallen wäre, sie wieder einzufangen. Der nächtliche Himmel hörte sich die Verwünschungen, die von einem Selbstmordkandidaten gegen ihn geschleudert wurden, gleichmütig an. Ach, wieviel böse Worte hatten Menschen im Laufe der Jahrtausende schon gegen ihn empor geschnellt wie Pfeile! Wenn er sich von denen hätte treffen lassen wollen, hinge die ganze Himmelsherrlichkeit, so weit sie ist, nur noch in schlotternden Fetzen auf die Welt herab.

Von irgend einer Turmuhr schlug es Mitternacht. Timm Tweer blieb stehen und hörte zu.

Es war ihm doch ein wunderliches Gefühl, zum letztenmal auf dieser Erde eine Uhr schlagen zu hören, und fiel ihm ein, wie viel gute Dinge sich am morgigen Tage — dem Tage nach seinem Tode — ereignen würden, an denen er keinen Anteil mehr hätte: z. B. die fröhliche Musik der trippelnden Kinderfüßchen auf den Haustreppen, der köstliche Geruch des starken Kaffees, den sich seine Flurnachbarin, die kleine Lehrerin Katharina Bondy, auf der Kaffeemaschine bereitete und der jeden Morgen durch Schlüsselloch und Türritzen in sein Atelier hineinzog, und der Frühbesuch des artigen Kätzchens, das, wenn er morgens kaum die Augen aufgeschlagen, mit einem Satz auf sein Bett sprang und sich als ein gelblich flammendes, seidig anzufühlendes Knäuel in die Beuge seines Armes preßte.

Genug! Genug! Er winkte innerlich den freundlichen Verlockungen ab. Er war ein Jüngling, der in den Tod marschierte. Er hatte die Bitterkeit der Erfolglosigkeit, die Bitterkeit verratener Liebe bis zur Neige gekostet, das Weib als falsch befunden und den Freund. Die Welt konnte ihn nicht mehr glauben machen, sie sei eine schwere Kugel, die Gold in sich berge. Er hatte das lose Rasseln in ihr erkannt und sich davon überzeugt, daß sie hohl war wie eine Kinderklapper, die man, um den schreienden Säugling zu beruhigen, vor seinen zornesroten Ohren hin- und herschüttelt.

Timm Tweer schlug den Weg nach dem Stadtparke ein. Bald hörte er über sich das starke Rauschen der Bäume. Ein Ast, der auf dem Boden lag, zerbrach unter seinem Tritt. Sonst kein Laut. Ein wenig Mondschein erhellte ihm den Weg.

Er setzte sich auf eine Bank. Er zog den Revolver aus der Tasche und legte ihn in kurzer Entfernung vor sich nieder. Er blieb ein Weilchen sitzen, in Gedanken verloren. Dann gab er sich innerlich einen Ruck. Was nützte es, hier zu träumen und zu sinnen? Was er tun wollte, wurde am besten rasch getan.

Er streckte die Hand aus, um die Waffe heranzuziehen. Aber statt nach links zu greifen, wo der Revolver lag, griff er irrtümlich nach rechts. Statt auf kaltes Eisen trafen seine Finger auf etwas Wollenes, Warmes. Er fühlte, es war ein Handschuh, und es berührte ihn wundersam, statt der Todeswaffe auf dieses freundliche und vernünftige Gewirk zu stoßen. Es kam ihm vor, als stecke dort nicht die Hülle einer Hand, sondern eine kleine, warme, tapfere Hand selbst, welche die Mission hatte, ihm die Richtung zu weisen. Und diese wegweisende, wollende, kleine Faust deutete energisch ins Leben und nicht in den Tod.

Als Timm Tweer die einsame Bank im Stadtpark verließ, blieb dort ein Revolver liegen statt eines Handschuhs.

Im Hause braute sich der Maler einen starken Grog, denn die Zähne klapperten ihm vor Frost. Befriedigt sah er: das Kätzchen hatte die Milch ausgeschlürft. Er füllte das Schälchen von neuem und strich die Geldstücke wieder ein — die Geldstücke des Monatslohnes, den er für seine Bedienerin auf die Tischkante gelegt.

Der Grog war gut, aber er brachte keinen Nutzen mehr.

Timm Tweer lag mit einer tüchtigen Grippe in seinen Kissen. Recht verlassen und erbarmungswürdig hätte er dagelegen, wenn sich nicht die Nachbarin seiner angenommen.

Sie pflegte ihn mit ihren hilfreichen, rauhen, kleinen Arbeitshänden, und er sah ihr träumerisch zu, wie sie sich im Schein ihres lichten Haares leise und leicht im Zimmer hin und her bewegte. Er kam bei diesem grübelnden Zusehen zu der Überzeugung, daß man nicht alle Frauen verurteilen dürfe, weil sich eine als untreu und böse erwiesen.

Es war ein fröhlicher Abend, da Timm Tweer zum ersten Male als Genesener in das bunte Wohnzimmerchen

der kleinen Katharina Bondy hinüberging, um ihr für ihre Pflege und Sorge zu danken. Sie saßen lange beieinander, plauderten und hörten nicht auf den Stundenschlag der Uhr. Plötzlich zog Tweer aus seiner Rocktasche einen kräftigen Handschuh und verglich ihn mit ihrer Hand.

„Ich dachte es mir. Er würde Ihnen passen", murmelte er.

Katharina sah ihn verwundert an und erklärte, sie verstehe ihn nicht.

Kopfschüttelnd nahm sie den Handschuh, betrachtete ihn und sagte, dies sei doch ein ganz alltäglicher, simpler, billiger Handschuh, sie könne nicht verstehen, was Timm Tweer Nettes an ihm finde. Er lächelte, sah sie mit einem Blick so voller Zärtlichkeit an, daß ihr Herz zu klopfen begann, und sagte nur: „Für mich ist dies der schönste Handschuh der Welt, und die Hand, der er paßt, will ich behalten mein Leben lang."



Bunte Chronik



* **Ultraviolettes Licht in der Landwirtschaft.** Interessante Versuche mit ultraviolettem Licht sind kürzlich auf einem Gute in der durch seine Viehzucht berühmten englischen Grafschaft Hertfordshire zum Abschluß gekommen. Ferkel, die dem Licht von Tungsteinbogenlampen ausgesetzt wurden, nahmen erheblich schneller an Gewicht zu und waren vier Wochen eher schlachtreif als nicht dieser Behandlung unterzogene. Wichtiger sind noch die bei Kühen erzielten Ergebnisse. Wurden die Tiere mit ultravioletten Strahlen behandelt, so wies die von ihnen gelieferte Milch einen erheblich geringeren Prozentsatz an Bakterien auf als die gewöhnliche; wenn man die Milch selbst den Strahlen aus einer Quecksilberdampflampe aussetzte, war ein stärkerer Gehalt an Vitamin D zu verzeichnen. Angesichts der niedrigen Kosten — zweieinhalb Pfennig für ein Liter — muß das Verfahren als durchaus lohnend bezeichnet werden. Die Bestrahlung der Milch mit ultraviolettem Licht hat man ja auch bereits in Deutschland versucht, wenn auch noch nicht in der Praxis eingeführt; ihre Behandlung an der Quelle selbst, nämlich durch entsprechende Behandlung der Kuh, ist jedenfalls als originell zu bezeichnen. Ob es sich auf die Dauer bewährt, muß abgewartet werden.

* **Die ausverkaufte Luftpost, die nichts befördert.** Auch die kleine Republik Kostarika wollte kürzlich in die Reihe der Staaten eintreten, die eine Luftpostlinie ihr eigen nennen. Als wichtigste Voraussetzung für die Durchführbarkeit dieses lobenswerten Planes wurden 66 000 gewöhnliche Postwertzeichen durch einen Aufdruck in Luftpostmarken verwandelt. Dann schaffte man sich auch Flugzeuge an, und eines Tages sollte die neue Einrichtung dem Dienst übergeben werden. Die Postbehörde erwartete einen Massenandrang von Luftpostsendungen, war doch die ganze schöne provisorische Markenauflage restlos ausverkauft. An dem einzigen Schalter der Post in San José, wo die Wertzeichen zum Vertrieb gelangten, hatten sich die Kauflustigen in ununterbrochener Schlange gedrängt. Doch etwas Unerwartetes trat ein: Nicht ein einziger Luftpostbrief wurde aufgegeben, und die schönen Flugzeuge fuhren leer davon. Dabei standen Leute genug um den Schalter, die sich mit dem ratlosen Beamten herum zankten, weil sie ihre Luftpostsendungen der ausverkauften Marken wegen nicht freimachen konnten. Schließlich klärte sich das Rätsel auf: Die gesamte Auflage war, obwohl jedem Käufer jeweils nur eine provisorische Marke verabreicht wurde, durch Strohmänner eines Markenhändlers erworben worden, der ein großartiges Spekulationsgeschäft damit zu machen hofft.

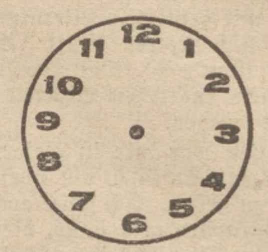
* **Wie du mir . . . .** Max Hermann-Neiße, der Dichter so zarter Lyrik, ist im Umgang manchmal nicht ganz einfach. Er hat es nicht gern, wenn man seinen Buckel überrascht und auffällig betrachtet. Einer Dame, die es tat, sagte er sofort einige „Komplimente" über Alter und vergangene Schönheit und sonstiges, was eine Frau nicht gern hört, und endete seine Ironien mit der schönen Bemerkung: „Ja, ja, die Buckel haben Geist!" — Worauf die Dame, ihn treffend, erwiderte: „Mag sein, aber Sie haben doch nur einen ganz kleinen Höcker?"



Rätsel-Ecke



Uhren-Rätsel.



2— 3 = Ausruf,
2— 4 = Stadt in Unterfranken,
2— 5 = rechter Nebenfluß der Seine,
2— 6 = franzöf. Opernkomponist,
5— 6 = persönl. Fürwort,
8–10 = darbender Zustand,
8–11 = Bemerkung, Anmerk., schriftl. Mitteilung, Tonzeichen,
8–12 = Mehrzahl davon,
7–12 = Verschlingung,
11— 1 = Hauptzufluß des Neckar,
11— 2 = Fluß in Oberitalien,
1–12 = ?

*

Reim-Ergänzungs-Rätsel.

(Zum Andenken Schlageters, 26. Mai.)

Ich bin geboren, deutsch zu — ⌣,
Bin ganz auf deutsches Denken einge—.
Erst kommt mein Volk und dann die andern — ⌣,
Erst meine Heimat, dann die —.

Zu diesen Zeilen sind die Reime zu suchen. Bei richtiger Lösung kommt ein Spruch zustande, den jeder Deutsche beachten sollte.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Oscar Uhl
SOEST.

Wer den Beruf wissen will, den der Inhaber obiger Besuchskarte ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben dieser Karte umzustellen. Es ergibt sich dann eine mit „A" beginnende Berufsbezeichnung.



Bunte Chronik



* **Politik und Schule.** „Fauler Lümmel hat man mir jeschimpft, weil ick die Schule schwänze; det is aber keene Faulheit bei mir — det is Klassenhaß! Vastehste!"

* **Er versteht sich zu benehmen.** Willi geht allein in die Kindervorstellung. „Hast du dich auch gut benommen?" fragt ihn etwas besorgt seine Mutter nach seiner Rückkehr. „Ja, Mutti, hinter mir saß eine Dame; die hat gesagt: so ein Benehmen hätte sie in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen."

* **Ordnung muß sein!** Der Aufseher einer Lesehalle im Norden Berlins hält streng auf Ordnung. Neulich kam eine fette, aufgeputzte Dame mit furchtbar parfümiertem Dunstkreis an. Da schritt unser Mann kurzerhand auf sie zu und schnarrte: „Bitte, Fräulein — verlassen Sie den Leseraum — hier darf nicht so laut geduftet werden!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.